

Es ist ein schöner Campingplatz mit weichem Waldboden, in dem schlanke Nadelbäume wurzeln. Er liegt auf einem Felsvorsprung oberhalb des Flusses, dem sie während unzähliger Kilometer gefolgt ist.

Bevor sie das kleine Zelt aufstellt, legt sich Lina auf den weichen, von der Sonne aufgeheizten Waldboden. Über ihr ein fast wolkenloser Himmel, der ihr so tiefblau erscheint, wie sie ihn noch nie gesehen hat.

«Ich bin gut gereist, vieles ist schön hier, der Platzwart ist witzig, man versteht mich. Vielleicht bin ich schon jetzt glücklich.»

Sie schläft ein und wacht auf, weil ein Hund an ihr herumschnuppert. Dann zottelt er ab, als wäre für ihn die Aufgabe erledigt.

Lina holt das Zelt aus dem Seitenwagen, legt die Decke aus, steckt die Heringe in den weichen Boden und die Stangen zusammen. Mittlerweile weiss sie, wie das geht. Sie verstaut ihre wenigen Sachen im Zelt und ruft Tibors Tante Vera an.

«Von Tibor? Wirklich – was für eine Freude. Mein Patenkind. Und Sie sind seine Freundin? Entschuldigen Sie, ich will nicht indiskret sein». Sie lacht. «Woher rufen Sie an? Ach – Sie sind in Scuol? Dann müssen Sie vorbeikommen, und wir trinken einen Pàlinka zusammen. Wie viele seid ihr?»

«Ich bin alleine hier...»

«Dann erst recht. Was machen Sie alleine in Scuol? Arbeiten Sie hier?»

Wenige Minuten später fährt Lina mit ihrem Gefährt bei Veras Haus vor. Sie wohnt nicht, wie Lina sich das vorgestellt hatte, in einem dieser einladenden alten Steinhäuser mit aufgemalten Schriften und Grafiken an den Fassaden. Vera wohnt in einem Mietshaus. Mit einer selbst schliessenden hässlichen

Haustüre. Stillos, die Fenster in Euronorm, das Haus könnte genauso gut in Ungarn stehen.

Vera erwartet Lina unter der Wohnungstüre und führt sie in einen grossen Wohnraum mit schöner Aussicht über das weite Tal und die Berge. «Unsere Stüva – so heisst das im Engadin.» Tatsächlich hat der Raum keinerlei Charme und erinnert eher an ein Büro für Steuerfragen. Wohl um eine Art von Gemütlichkeit zu schaffen, baumeln rotnasige Hanfzwerge von den dunkel gebeizten Holzbalken an der Decke. An der Wand zur offenen Küche hängt eine Uhr in Form einer Kupferpfanne.

Vera riecht nach Eukalyptus und strahlt eine etwas übertriebene Herzlichkeit aus. Für Lina, die fast minütlich erwartet, dass vor ihren Augen eine Türe aufgeht, in der ihr Vater erscheint, ist Veras offene Art jetzt gerade wohltuend.

Lina erzählt, was sie über den Mann weiss, den sie sucht, ihren Vater, wegen dem sie die ganze Reise von Budapest bis Scuoul gemacht hat. Vera hört interessiert zu und öffnet gleichzeitig umständlich die versprochene Flasche Pàlinka.

Später taucht Veras Mann auf. Gian könne leider weder Ungarisch noch Englisch, erklärt sie. Er zieht seine staubige Fleecejacke aus, holt sich ein Bier aus dem Kühlschrank und setzt sich hinter ein Fernrohr, das nahe dem Fenster auf einem Stativ steht.

«Pejdr Vuolp», überlegt Vera. «Nie gehört.»

Zu Gian: «Du?»

Hat er nicht. Der Name erinnere ihn am ehesten an ein Kinderbuch, übersetzt Vera.

«Er war Schreiner, mein Vater», erklärt Lina. «Und schau – das hat er gemacht.» Sie zeigt Vera auf ihrem Handy die Fotografie des Kinderbetts.

«Dein Vater hat das gemacht?», staunt Vera.

«Ja.»

«Mehr weisst du nicht?»

Lina zögert. Eben, er sei gemäss ihrer Mutter Schreiner gewesen ... und, nach einer Pause:

«Er musste dann ins Gefängnis.»

«Er musste ins Gefängnis?», lacht Vera.

Da Lina nicht lacht, lacht Vera nicht weiter.

«Und deine Mutter ist Ungarin?»

Lina nickt.

Vera auf Deutsch zu Gian, der durch das Fernrohr schaut:

«Das sagt dir nichts, oder? Ein Schreiner, der eine Ungarin heiratet, ein Kind hat und ins Gefängnis muss?»

Gian hat nicht verstanden. Vera wiederholt ihre Frage, er schüttelt den Kopf.

«Er weiss auch nichts von einem Schreiner mit einer Ungarin.»

«Vielleicht heisst er auch Crameri, Roman ...»

«Crameri gibt es.» Vera nimmt ein Tablet zur Hand und tippt.

«Aber Roman Crameri gibt's keinen – im ganzen Kanton nicht.»

Lina ist überrascht, dass niemand weder Pejdr Vuolp noch diesen Roman Crameri kennt. Trotz moderner Bauten und breiter Strassen ist das hier doch ein kleines Kaff – da weiss man, wer was tut und mit wem.

«Liebe», beschwichtigt Vera, «das war einmal, vor bald dreissig Jahren.»

Lina hatte nicht bedacht, dass ihr persönliches Anliegen in diesem Dorf möglicherweise nie die geringste Bedeutung hatte und wenn überhaupt, dann längst keine mehr.

«Das ist wohl eine uralte Familiengeschichte – wer kann sich da erinnern? Wer überhaupt wusste davon?» fragt Vera.

«War das je von Interesse?»

«Was will sie?», unterbricht Gian.

«Sie sucht ihren Vater.»

«Einer, der im Gefängnis war ... he, schöne Geschichte.»

«Was meint er?», fragt Lina ungeduldig.

Eben, er wisse nichts von einem, der im Gefängnis war und Vuolp oder Crameri hiess, erklärt Vera.

Lina sieht ein, dass aus diesem Besuch nichts wird. Dabei hätte sich Lina so sehr gewünscht, dass Tibor mit seinem Tipp der Auslöser einer wunderbaren Geschichte sein würde. Ja, sie hatte sich diesen Ort tausendmal kleiner vorgestellt. Nicht eine Stadt in den Bergen. Wie soll sie da ihren Vater finden? Das ist nicht das «Märchenland», das sie als Kind in diesem Film gesehen hatte, auch wenn da und dort diese Idylle noch aufscheint.

Er sagt etwas, der Gian. Und natürlich versteht Lina auch das nicht.

«Was sagt er?»

Vera nimmt einen Schluck vom Pàlinka, zögert. Dann: «Er redet von einem, der mal ins Gefängnis musste, irgendein Unternehmer sei das gewesen. Hat nichts mit dir zu tun. Jedenfalls gibt's dazu nichts zu sagen.» Sie lenkt ab und meint, Gian sei eben Jäger ... und bald fange die Saison an.

Vera leert ihr Glas mit Pàlinka: «Ja meine Liebe. Helfen konnten wir dir leider nicht. Aber wenn immer was ist, ich bin für dich da. Die Ungaren halten zusammen.»

Lina versteht das als Aufforderung zu gehen. Was es auch ist. Gian winkt kurz hinter dem Fernrohr hervor, steht nicht mal auf. Und Vera begleitet sie zur Wohnungstüre.

Lina fährt ernüchtert zurück zum Camping, wo Curtins soeben die von Hand geschriebene Tafel «Hier frische Heidelbeerglacé» in seinem getäferten Büro verstaute.

Ob sie morgen zu Berg oder in den Nationalpark gehe – so allein, fragt er in einem Englisch, das nicht schlecht ist, sich aber bei ihm wie eine komplett andere Sprache anhört.

Lina erzählt, dass sie ihren Vater suche. Den Vater, den sie nie hatte, aber glaube, hier zu finden. Sie wisse nicht viel von ihm und doch einiges, so auch, dass er ins Gefängnis musste.

Während Curtins zuhört, nickt er ab und zu. Er nickt, als würde er verstehen, was ihr Anliegen ist. Als wäre klar, wen sie sucht.

Dann sagt er: «Merkwürdig.»

Warum sagt er «merkwürdig»? ,wundert sich Lina.

«Wie alt ist dein Vater? Und wie hiess er?»

«Hiess er? Er heisst noch immer», sagt Lina stockend:

«Pejdr Vuolp.»

«Nein, richtig, wie heisst er richtig?», insistiert Curtins unwirsch.

«Da bin ich mir nicht sicher, Crameri, glaube ich.»

«Crameri?» Er scheucht eine Fliege aus dem Büro. «Das ist unmöglich.»

«Unmöglich?»

«Ja – ein Crameri ging in diesem Tal noch nie ins Gefängnis.»

Lina kommt vor, als würden sich auf einen Schlag alle ihre Hoffnungen in der klaren Bergluft auflösen. Stimmt alles nicht? Hat ihre Mutter alles, einfach alles erfunden?

Lina hat Eva nichts von ihrer Fahrt in die Schweiz und ihren Plänen erzählt. War das ein Fehler? Hätte Eva ihr die Wahrheit gesagt, wenn sie sie vorzeitig informiert hätte?

Hatte sie sogar für einmal nicht gelogen, als sie sagte, er sei längst gestorben?

«Und er war Schreiner, dein Vater?», unterbricht Curtins Linas Gedanken. Er holt sich ein Bier aus dem Kühlschrank.

Wieso sagt er konstant «war»?

«Magst auch eines?» Er kommt mit zwei kleinen Flaschen in der Hand zurück.

«Gerne. Ja, ich denke, er ist Schreiner. Er hat das hier gemacht.» Lina zeigt Curtins das Bild mit dem Kinderbett.

«Lina» liest er. «Ist das dein Name?» Er öffnet ein Bier, gibt ihr das andere.

«Lina», liest er nochmals. Dann: «Ich heisse Durin. Prost.» Er leert die Flasche mit einem Schluck.

«Merkwürdig», sagt er nochmals, geht ins benachbarte Büro und macht das Licht aus.

«Morgen wissen wir mehr ... wie lange bleibst du?»

Lina zuckt mit den Schultern.

«Bis du deinen Vater gefunden hast, he ...» Er geht zur Türe.

«Dorma bain.»

«Wie bitte?»

«Dorma bain, das heisst sleep well.» Er hustet.

Dann: «Da nimm, die brauchst du um diese Zeit.» Er streckt ihr eine Taschenlampe hin, sagt trocken:

«Wir sehen uns morgen.»

Lina nimmt die kleine Stablampe, obwohl sie mit dem Handy gut ausgerüstet wäre. Sie schätzt Durins aufmerksame Art und will seine Hilfe nicht zurückweisen.

Durch zwei Zelte schimmert schwach etwas Licht. Lina stolpert da und dort über eine Wurzel und findet dann Platz 74. Warum sie genau hier sein muss, weiss vermutlich nicht einmal Durin. Auf dem grossen Camping finden sich insgesamt vier Zelte und drei Wohnwagen. Die sehen aus, als stünden sie immer hier. 74 – ihr Platz, so muss es sein.

Sie kriecht in das Hubba-Hubba-Zelt. Und friert. Sie zieht sich die Jacke über, die von Zoltan – dabei ist Sommer.

31. August 2020

*Papa – was für ein Tag! Wie heiter war meine Stimmung heute Morgen. Erwartungsvoll und von ausgelassener Freude. Und jetzt sieht's in mir aus wie in diesem Wald so kurz vor Mitternacht, dunkel. Papa – gib ein Zeichen, wo bist du? Doch, wie sollst du das tun, der du doch nicht weisst, dass ich hier bin – dich suche. Sag mir wenigstens, dass du noch lebst – bitte. Ich bin keine Christin und auch sonst nicht religiös. Heute wünschte ich mir, ich wäre es. Einfach nur, um glauben zu können! Glauben, dass wir uns treffen.*

Sie macht Durins Lampe aus, wickelt sich in eine Wolldecke und schlüpft in den Schlafsack, der wie alles riecht, was sie seit Tagen im Seitenwagen mitschleppt.

In der Nacht träumt ihr, sie schlafe. Was für ein Traum! Und der Hund von heute Nachmittag wecke sie auf. Er will mit ihr reden, so als müsste er ihr etwas erzählen. Doch er schafft es nicht. Dabei wird sein Hals länger und länger und seine Augen trauriger. Er wimmert und keucht, weil er doch einfach nur reden will und nicht kann. Da erscheint Gian, Veras Mann, in einer orangen Weste. Er sieht aus wie ein Strassenarbeiter, fuchelt herum und ruft jemandem etwas zu, was ebenfalls nicht zu vernehmen ist. Schliesslich zieht er lachend an einem Ventil am Rücken des Hundes. Der lange Hals schrumpft jämmerlich, das ganze Tier sinkt in sich zusammen. Lina wacht auf.

Sie sitzt lange vor dem Zelt mitten im Wald. Der Traum beschäftigt sie unangenehm, und sie ist froh um die hohen Baumstämme, die sie schützen. Lina kommen sie vor wie stumme Wachen. Sie hört den Inn und einmal weit weg ein Auto durch das Tal fahren. Dann ist es wieder still. Lina kriecht in ihr Zelt, holt Tagebuch und Bleistift. Sie will den Begriff «Nachtluft» zeichnen. Dann das Wort «Ventil».

Irgendwann schläft sie vor dem Zelt ein.

Die kühle Luft weckt sie früh auf. Noch immer ist es ruhig. Sie steht barfuss vor dem Zelt, spürt zwischen den Zehen die nassen Grasbüschel, die da und dort im Waldboden spriessen. Die vom Fluss hochsteigende Nebelschlange und die Morgensonne, die durch die hohen Tannen strahlt, malen ein mystisches Bild. Als wäre sie in einer Kathedrale. Sie streckt sich und geht zum barackenartigen Gebäude, in dem eine Reihe von Duschsen untergebracht ist. Gleich neben Durins Büro.

Er sieht sie kommen und winkt ihr zu. Durin sieht jünger aus heute, so rasiert wie er ist und mit sauberer Brille.

«Bun di.»

Sie solle kurz in sein Büro kommen, deutet er vertraulich.

Er kenne eine Frau, die wisse mehr und könne ihr vermutlich helfen. Olga heisse sie. Während er redet, schaut er immer wieder um sich, ob da nicht jemand mitlauscht. Kurz taucht eine junge Frau mit ihrem Baby auf und fragt nach einem Joghurt.

Hat er im Kühlschrank.

Dann wendet er sich wieder Lina zu.

«Ich zeig dir, wo sie wohnt.»

Er zieht eine Landkarte hervor und breitet sie aus.

«Da sind wir – siehst du: Scuol.»

Sieht sie.

«Und hier, auf der anderen Flussseite, liegt Tarasp – mit dem Schloss.» Er zeigt ihr den Ort zuerst auf der Karte, dann weist er auf ein ausgebleichtes Poster, das er vor Jahren mal an den Schrank getackert hat. Darauf die imposante Burg, oder eben das Schloss Tarasp.

«Gleich unterhalb des Schlosses, nicht im kleinen Dorf gleich nebenan, stehen vereinzelt vier, fünf Häuser. Eines mit einer auf der Ostseite geschwärzten Fassade, als hätte das Haus mal

gebrannt – hat es auch. Da wohnt Olga Rageth. Geh sie besuchen, sie hat kein Telefon. Beim Eingang zu ihrem Garten findest du eine Glocke, ziehe kräftig daran. Vielleicht lässt sie sich auf ein Gespräch ein. Richte ihr jedenfalls einen Gruss aus. Der Durin habe dich geschickt.»

«Wie soll ich das tun – ich rede eure Sprache nicht.»

Olga sei Lehrerin gewesen in Zuoz, am Lyzeum, einer internationalen Schule. «Da hat sie auch Englisch unterrichtet. Mit dem Motorrad bist du in gut zehn Minuten dort.»

Lina duscht lange in einer der Holzkojen, die sie an ähnliche Einrichtungen in einem Schullager erinnern.

Was soll die Geheimniskrämerei, sobald der Name «Pejdr Vuolp» oder «Crameri» fällt? Vera schien nicht über ihn reden zu wollen, vor allem ihr Mann nicht, der Jäger Gian. Sie wusste vielleicht tatsächlich nichts, aber er? Ein merkwürdiger Kerl ist das, dieser Gian, der sie bis in den Traum verfolgt. Und Durin Curtins? Der weiss doch etwas, will aber selber nichts sagen. Getraut er sich nicht und schiebt darum alles auf diese Olga ab, die wiederum ein sehr eigenwilliges Bild abgibt mit ihrem halbwegs abgefuckelten Haus ohne Telefon.

Was stimmt nicht an dieser ganzen Geschichte? Stimmt überhaupt etwas? Das wenige, das sie weiss, hat sie von ihrer Mutter: Schreiner, wenn nicht gestorben, dann jetzt Mitte sechzig, heisst Crameri, musste ins Gefängnis.

Weiter die Fotos: Einfamilienhaus, Mercedes, Schmuck.

Hauptsächlich aber das Kinderbett mit dem Schriftzug – ihrem Namen. Letztlich als Bilderfolge ausgestellt in Wien, unterzeichnet mit «Pejdr Vuolp», einem Pseudonym, wie sie mittlerweile sicher ist.

Und das reicht ihr, um überzeugt zu sein, dass er nicht nur ihr Vater, sondern auch noch am Leben ist? Darum fährt sie

900 Kilometer auf einem alten DDR-Motorrad mit Seitenwagen, der für sie nicht mehr ist als Koffer und Sturzverhinderer?

Sie rubbelt sich trocken.

«Nein – ich bin nicht verrückt. Ich spüre, dass es dich gibt, dass du's bist. Mein Papa. Ich werde dich finden.»

Durin hat ihr einen Kaffee zubereitet, dazu gibt's Bergkäse und dunkles Brot. Ja, irgendwie stellt sie sich ihren Vater so vor. Wie den Durin.

Die Fahrt nach Tarasp an diesem kühlen, aber sonnigen Morgen führt dem grünblauen Fluss entlang, der ihr seit Tagen wie ihr treuer Begleiter vorkommt. Sein Rauschen verspricht, auf dem richtigen Weg zu sein. Heute fährt sie weiter flussaufwärts, bis sie zu einer modernen Brücke kommt, die das Tal in einem kühnen Bogen überspannt. Mitten auf der kaum befahrenen Brücke steigt Lina vom Motorrad. Die Sonne wärmt angenehm, und der Himmel zeigt sich in diesem tiefen Blau, das Lina anderswo nie gesehen hat. Sie schaut von der hohen Brücke lange in das vorbeiziehende Wasser, das aus dieser Perspektive eigenartig milchig erscheint. «Ich bin ein Lachs. Immer gegen den Strom, flussaufwärts, zurück zum Ursprung ...»

Bevor sie weiterfährt, fällt ihr ein lang gestreckter, eingeschossiger Bau mit einer kleinen Kuppel auf. Als einziges Gebäude weit und breit steht es direkt am Fluss. Es ist ebenso elegant wie verwahrlost, fast verlottert. Die Architektur erinnert Lina an ein Kurbad in Tschechien, das sie von einer Filmschnulze her kennt, die ihre Mutter mit Tränen in den Augen immer und immer wieder anschaute.

Die steile Strasse bringt Lina auf eine Hochebene, wo Kühe faul an der Sonne liegen und wiederkäuend ihrem Töff nachglotzen. Um den mächtigen Felsen herum, auf dem das Schloss

thront, stehen vereinzelte Bauernhäuser, so wie es Curtins beschrieben hatte. Den kleinen See hier hatte er nicht erwähnt. Auch nicht dieses turmartige, hellgraue Gebilde, das mitten aus einer Wiese unterhalb des Schlosses in den Himmel ragt. Mit seinen drei Treppen erinnert es an einen Maja-Tempel. Schön und sinnlos, oder sinnlos schön. Nichts hat Sinn, ausser man gibt ihm einen. Wie ihre Reise.

Sie findet das Haus mit der rauchgeschwärzten Fassade. Auffälliger ist jedoch der eingezäunte Garten. Dicht bewachsen von einer Vielfalt schöner Blumen und Sträucher scheint er unbegebar. Kein Weg führt zum Haus, allorten blüht es im Dickicht, und wo es gerade nicht blüht, da wachsen Sträucher mit allerlei Beeren. Das stattliche Haus wirkt stumpf und blind mit seinen düsteren Fenstern, den meist verschlossenen Läden, dem abbröckelnden Verputz.

Lina stellt ihr Motorrad ab. Sie geht näher an das Haus heran, bis zu einem hohen, moosgrünen Holzzaun, der sie, überwuchert mit Wicken und anderen Pflanzen, überragt. Durch das Dickicht entdeckt sie tatsächlich einen Menschen, ob es eine Frau ist, kann sie nicht erkennen. Jedenfalls trägt der Mensch einen breitkrempigen, braunen Hut und hat sehnige, dunkel gebräunte Arme, die bis fast zu den Ellbogen in Plastikhandschuhen stecken. Schnell und geschickt werden Beeren gepflückt. Und doch – den Bewegungen nach muss es eine Frau sein! Sie scheint Lina nicht beachtet zu haben.

Was soll sie tun? Ihr zurufen – Olga Rageth! Oder ihr einfach zuwinken?

Sie hat sie gesehen – die kleine Frau hat sie entdeckt. Schnell bückt sie sich, offenbar um einen Korb oder sonst einen Behälter aufzunehmen, wirft Lina einen hastigen Blick zu und verschwindet im Dickicht.